

Kein Interesse in der Heimat

Das Isaf-Engagement, die Sorgen der Soldaten und die Demoskopie

Von Ansgar Graw

Früher, sagt der deutsche Soldat in Kundus, „gehörte die Nacht den Taliban. Heute wollen sogar viele Afghanen, die uns wohlgesonnen sind, nicht mehr am Tag von uns besucht werden, weil sie Angst haben, von den Taliban beobachtet zu werden. Darum fahren jetzt wir nachts zu ihnen.“

Knapp sieben Jahre nach ihrem Sturz ist die Macht der radikalen Islamisten in Afghanistan keineswegs gebrochen. Schüchternen sie die Menschen unlangst noch bevorzugt mittels „Nightletters“, nächtlichen Drohbrieffen, ein, provozieren sie heute gern durch bewaffnete Auftritte bei Tageslicht. Die Zahl der Anschläge hat auch in dem von Deutschland verantworteten und lange Zeit als eher ruhig geltenden Norden zugenommen. Ende August starb ein Bundeswehr-Soldat, dessen Wolf-Fahrzeug in eine Sprengstofffalle fuhr. Am Montag fielen durch den Anschlag eines Selbstmordattentäters jene zwei Fallschirmjäger, für die gestern die Trauerfeier in Zweibrücken stattfand. Mit ihnen starben fünf Kinder.

Blutige Zwischenfälle dieser Art und die scheinbare Perspektivlosigkeit des Krieges in Afghanistan, den Verteidigungsminister Franz Josef Jung (CDU) so nicht genannt wissen will, verzehren am Selbstverständnis der Soldaten im Einsatz. Nach Rückkehr aus Afghanistan habe sich in Deutschland niemand für seine Afghanistan-Erfahrungen interessiert, klagte unlängst ein Bundeswehr-Offizier dem Grünen-Verteidigungsexperten Winfried Nachtwei. Andere fragten nach dem Sinn ihrer Mission: „Wir nehmen nicht wahr, was wir schaffen. Wir sehen nicht, dass unsere Einsätze nachhaltig sind.“

Die Anschläge dämpfen auch die Zustimmung zum Isaf-Engagement an der Heimatfront. Jung behauptete am Tag nach dem Tod der beiden Fallschirmjäger unter Berufung auf Zahlen des in Strausberg ansässigen Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr (SoWi), es gebe in Deutschland eine wachsende Akzeptanz – sie sei von 54 Prozent 2007 auf 63 Prozent 2008 gestiegen.

Doch das belegen die Zahlen der SoWi-Demoskopen nicht her. Die Frage, ob man dem Isaf-Einsatz in Afghanistan zustimme, bejahten dieses Jahr 64 Prozent („stimme vollkommen zu“, „stimme überwiegend zu“ und „stimme eher zu“). Das sind zwar vier Prozentpunkte mehr als 2007 – aber auch 2005 gab es bereits eine Zustimmung von 64 Prozent. 2006 sank sie vorübergehend auf 49 Prozent – kurz vor der Befragung hatten Bundeswehrsoldaten, die mit Totenschädeln posierten, für Negativschlagzeilen gesorgt.

Dass aber ansonsten die Zustimmung bei fast zwei Drittel liegt, erklären die SoWi-Wissenschaftler mit der größeren Bandbreite an Antworten. Statt sich zwischen „ja“ und „nein“ entscheiden zu müssen, lassen sich Befürworter wie Ablehner in drei Kategorien einteilen. Auch der Wortlaut der Frage dürfte seine Wirkung haben. Ob man der Beteiligung der Bundeswehr an der „Friedenstruppe der Vereinten Nationen in Afghanistan (Isaf)“ zustimme, lautete sie. „Friedenstruppe“ und „Vereinte Nationen“, das klingt anders als „Bundeswehreinheit im Afghanistan-Krieg“. Immerhin: da der Wortlaut jedes Jahr identisch blieb, lässt sich schlussfolgern, dass die Akzeptanz des Afghanistan-Engagements in den vergangenen Jahren nicht abnahm – obwohl die Probleme wuchsen.

„Wir machen keinen Hehl aus den Schwierigkeiten, denen wir gegenüberstehen“, erklärte am Donnerstag der Vorsitzende des Nato-Militärausschusses, der italienische Admiral Giampaolo Di Paola, zur Lage im Kampf der

Nato-geführten Afghanistan-Unterstützungstruppe Isaf gegen die Aufständischen. Zuvor hatte der Ausschuss das Land am Hindukusch bereist. Es sei „unbestreitbar, dass die Gesamtlage immer noch problematisch ist“, sagte Di Paola. Allerdings gebe es auch „greifbare Zeichen von Fortschritten“. So sei der Aufbau der afghanischen Armee „eine Erfolgsgeschichte“.

50 000 afghanische Soldaten stehen bislang unter Waffen. Mit 60 000 wollte man einst auskommen, dann wurde das Ziel auf 60 000 hochgeschraubt. Inzwischen heißt es bei der Nato, 130 000 afghanische Kämpfer seien nötig, um der Sicherheit ein nationales Gesicht zu geben.

Dabei geht es nicht darum, einer ähnlich großen Zahl feindlicher Kräfte in offener Feldschlacht entgegenzutreten. Die Kraft der „gegnerischen militärischen Kräfte“, wie die Gemenge aus Taliban, sonstigen Islamisten, Banditenclans, feindlichen Stämmen und al-Qaida-Terroristen bei der Nato genannt werden, ist arg dezimiert. Im Herbst 2007 hatten die Taliban die Stadt Musa Kala im Süden erobert und waren im Dezember von Briten, Afghanen und anderen Isaf-Einheiten aufgegeben worden. Seitdem wächst der militärische Druck auf die Taliban. Sie sind zum Ausweichen gezwungen und operieren auch deshalb verstärkt im Norden. Die Taliban haben sie sich auf Anschläge mit

improvisierten Straßenminen (IED) und Selbstmordattentätern verlegt. Gelder für ihre Waffen gewinnen sie aus dem Drogenhandel und Nachschub an Kämpfern kommt aus den pakistanischen Stammesgebieten der Paschtunen.

Neben dem Aufbau der afghanischen Nationalarmee soll die Polizeiaus- und -weiterbildung dafür sorgen, dass die Sicherheit im Land am Hindukusch ein „afghanisches Gesicht“ bekommt. Doch die Bezahlung ist schlecht, die Ausrüstung dürftig. Sind Soldaten durch die Mauern der Kasernen oder im Einsatz durch mehr oder weniger gepanzerte Fahrzeuge gesichert, bieten Polizeistationen kaum Schutz. So werden afghanische Polizisten mitunter zu Kanonenfutter für die Taliban. Ihr Blutzoll ist ungleich höher als der ihrer Landsleute bei der Armee. Mancher lässt sich lieber vom Gegner kaufen als töten. Sascha Lange, Afghanistan-Experte der Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP), warnt, „dass man Personen zu Polizisten ausbildet, die sich gegenüber kriminellen Strukturen loyal verhalten und unter Umständen zu Gegnern werden“.

Dritter Faktor der Schaffung nationaler Sicherheitsstrukturen neben Armee und Polizei müsste das Justizwesen sein. „Die bisherigen Ergebnisse sind unbefriedigend“, schreibt dazu einigermaßen verniedlichend die Bundesregierung in ihrem Afghanistan-Bericht vom September. Afghanistans Verfassung stellt Männer und Frauen gleich und verbietet Zwangsehen und „Ehrenmorde“ verbietet. Kulturelle Traditionen aber sind stärker als dieses Papier aus dem Jahr 2004. Viele Richter sind zudem käuflich.

Dem Aufbau einer funktionierenden Justiz habe die internationale Gemeinschaft „bislang zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet“, sagt die Bundesregierung zu diesem von Italien verantwortlichen Bereich. Die FDP-Verteidigungsexpertin Birgit Homburger sieht allerdings auch eine Mitverantwortung bei Deutschland. „Die Bundesregierung konzentriert sich seit Jahren allein auf den Aufbau militärischer Strukturen und kümmert sich immerhin gelegentlich um die Polizeiaus- und -weiterbildung.“

Aber beim dritten Faktor, der für eine eigenständige Sicherheitsstruktur Afghanistans notwendig sei, so Homburger, „nämlich einem funktionierenden Justizwesen, wird von Berlin viel zu wenig Druck gemacht“.

Mancher Polizist lässt sich lieber kaufen als töten



Ein Land ringt mit seiner Trauer. Die Feier für zwei junge Fallschirmjäger, die in Afghanistan starben

Von Robin Alexander

John Carsten Krumm vermittelt Kraft, schon wenn er sich mit fester Stimme und ebensolchem Händedruck vorstellt: „Krumm – krumm wie gerade.“ Der Militärdekan, der an diesem Morgen das traditionelle Pastoren-Kollar trägt, hat im vorletzten Winter in Afghanistan selbst unter Raketenbeschuss gelegen und auch im Kosovo schon getröstet und Mut zugesprochen. Aber heute muss der Geistliche vor den Verteidigungsminister, die Abgeordneten des Verteidigungsausschusses, vor 70 Journalisten und drei live übertragende Kamerateams treten, vor allem aber vor die Mütter, Väter und Geschwister der beiden am Montag bei einem Anschlag in Afghanistan getöteten deutschen Soldaten treten, die Trauerfeier eröffnen und dem Umfassbaren einen Sinn geben.

Krumm spricht zum ersten Mal die Namen derer aus, die bisher in den Zeitungen nur Opfer mit Initialen waren: Stabsunteroffizier Patrick Behlke und Stabsgefreiter Roman Schmidt. Männer mit Dutzendnamen, vielleicht, aber mit unvergesslichen Gesichtern. Auch die sind zum ersten Mal zu sehen, auf großen Schwarz-Weiß-Porträts, die auf den Särgen stehen. Es sind die Züge von jungen Männern, von sehr jungen Männern. Vor allem Schmidt, der erst 22 Jahre alt war, als ihn am Montag ein Selbstmordattentäter in den Tod riss, trägt noch alle Spuren des Kindes im Antlitz. Die Mutter sitzt in der ersten Reihe. Umsichtige Presseoffiziere der Bundeswehr haben die Journalisten so platziert, dass niemand das Gesicht der Frau filmen, fotografieren oder beobachten kann. So blicken alle auf die je sechs Kameraden der Ermordeten, die neben ihren Särgen stehen: Auch ihre Gesichter jung, aber starr und regungslos. Vor der Trauerfeier hat einer aus dem Fallschirmjägerbataillon 263, der nicht sicher ist, ob er mit der Presse reden darf, plötzlich sein Herz ausgeschüttet. Hat erzählt, wie an dem fürchterlichen Montag um 12.30 Uhr – der Anschlag war erst eine Stunde her – der Kommandant beim Essen informierte, zwei aus dem Bataillon wären tot, zwei weitere rängen mit dem Leben. Da lief die Nachricht schon im Radio und in der Niederbach-Kaserne gingen panische Anrufe ein: Ist es mein Kind? Ist es mein Liebster? Aber die Soldaten kannten die Namen da noch gar nicht, wussten selbst nicht, wer. Und als sie dann schreckliche Gewissheit hatten, begann ein absurdes Rennen: Eilig einen Arzt, dazu noch einen Psychologen herbeiholen, damit Hilfe vor Ort ist, wenn der Kommandant den Angehörigen die Nachricht persönlich bringt – und schnell, bloß schnell, damit sie es nicht zuerst aus den Medien erfahren.

Das ist erst vier Tage her. Dekan Krumm versucht Sinn zu stiften mit dem Evangelium und einem Paulusbrief, er sucht eigene Worte, spricht von „betäubender Traurigkeit“ und zitiert „Fremd wie dein Name, Herr, sind deine Wege“. Aber erst nach den

Gefallen



Worten, als ein Bläserchor Johann Sebastian Bach erklingen lässt, ist mit „Oh Haupt voll Blut und Wunden“, ein Ton getroffen, in dem die Verzweiflung und die Ratlosigkeit aufgehoben ist.

Denn welcher Sinn soll in dieser absurden Tragödie liegen: Ein Fahrradfahrer hatte sich nahe einem Waldchen fünf Kilometer südlich von Kundus neben das Fahrzeug – ein sogenannter Mungo – der Deutschen gedrängt und eine in seinen Satteltaschen verborgene Sprengladung gezündet. Fünf kleinen afghanische Kinder, die am Wegesrand spielten, zerriss die Explosion – und die beiden Deutschen.

Jetzt tritt Verteidigungsminister Franz Josef Jung neben die Särge. Er sagt, was die Öffentlichkeit über die toten Soldaten wissen soll: Behlke (25), seit 2004 bei der Bundeswehr, war vor Afghanistan schon im Kongo. Schmidt (22), seit 2005 bei der Bundeswehr, war im Kongo und zum zweiten Mal in Afghanistan. Zeitsoldaten beide – Wehrpflichtige schickt die Truppe prinzipiell nicht in Auslandseinsätze.

Es ist nicht Jungs erste Trauerfeier – allein hier, in der Alexanderskirche in Zweibrücken ist es schon die dritte –, aber vielleicht seine wichtigste. Bisher hieß es in solchen Fällen, der Soldat sei verunglückt. Deutschland hat beschlossen, dass es Friedenseinsätze veranstaltet und keinen Krieg führt. Zudem gibt es hierzulande viele Lebensversicherungen, die im Kleingedruckten stehen haben, bei Tod im Krieg werde nicht gezahlt. Das Wort „verunglückt“ hat viele in der Bundeswehr verletzt. Sie müssen im Zweifel töten – und werden getötet. Aber ein Krieg darf das nicht sein. Auch heute fällt der Begriff nicht. Jung wählt eine umständliche Konstruktion: „Sie sind in der Wahrnehmung ihres Auftrages für den Frieden gefallen.“ Gefallen. Gefallen – immerhin. Nicht „verunglücken“ wie Opfer, sondern „fallen“ – wie Soldaten. Jung wird es noch zwei Mal wiederholen, vielleicht, weil er nicht mehr anzubieten hat. Der Minister

Brücke, auf der nicht Fahnen wehen“. Vor der Alexanderskirche stehen zwei Handvoll Menschen mit brennenden weißen Kerzen.

Eine braune Uniform sticht aus dem Bundeswehr-Grau hervor. Sie gehört Oberst Laszlo Hajnik, dem Verteidigungsattaché in der ungarischen Botschaft. Er hat im Sommer die Särge zweier ungarischer Soldaten, die in Afghanistan fielen, in Frankfurt am Main abgeholt und nach Budapest begleitet. Die Vorstellung, Deutschland habe aufgrund seiner Aggressorenrolle im Zweiten Weltkrieg ein anderes, besonderes Verhältnis zum Militär, wischt er weg: „Ich bitte Sie! Wir waren Verbündete!“ Tatsächlich erscheint das Argument, Deutschland müsse sich erst langsam daran gewöhnen, Solda-



Patrick Behlke (links) und Roman Schmidt wurden gestern mit einer Trauerfeier in Zweibrücken verabschiedet. Verteidigungsminister Franz Josef Jung hielt die Gedenkrede

ten zu haben, in Zweibrücken seltsam: Bis 1990 war ein Drittel der Stadt amerikanisches Militärgelände, teilweise beherbergte die kleinste kreisfreie Stadt Deutschlands mit Franzosen und Bundeswehr gleich vier Garnisonen. Der Oberbürgermeister von Zweibrücken, Helmut Reichling, identifiziert sich so stark mit dem Fallschirmjägerbataillon 263, aus dem die Aufgebahrten stammten, dass er deren Kameraden direkt anspricht: „Jeder von ihnen weiß, dass er der nächste sein kann, der hier im Sarg liegt.“ Der Bürgermeister scheidet darin, die Bestürzung über den Tod der Soldaten mit der politischen Notwendigkeit des Einsatzes übereinzubringen. Es bricht aus ihm heraus: Ein Land, das Milliarden aufbringe für Banken, die sich verzockt haben, müsse endlich mehr in den Schutz seiner Soldaten investieren: „Ein Mungo ist einem Fahrzeug der Straßenreinigung ähnlicher als der gepanzerten Limousine einiger Bankvorstände!“ Der Ausbruch wird nicht kommentiert. Aber nachher kann man Mitgliedern des Bundestagsverteidigungsausschusses ablausen, die Mungos seien nicht aus Kostengründen im Einsatz, sondern weil sie zur „Strategie der Freundlichkeit nach außen“ passten.

Nach der Trauerfeier fliegt Militärdékan Krumm zurück nach Berlin. Vielleicht wird er heute noch mit seinen eigenen Kindern telefonieren: Sein Sohn ist Soldat. Seine Tochter auch. Der Junge geht im nächsten Jahr auf seinen ersten Auslandseinsatz.

Anzeige



Wer das liest, wird müde.

Man ermüdet, wenn sich etwas ständig wiederholt. Wenn sich etwas ständig wiederholt, ermüdet man. Man ermüdet, wenn sich etwas ständig wiederholt, ermüdet man. Und,

schon müde? Sie haben trotz allem bis hierhin gelesen, und dafür verraten wir Ihnen auch, dass Mercedes-Benz DISTRONIC PLUS erfunden hat. Einen Abstandsregeltempomaten, aktiv

im Geschwindigkeitsbereich von 0 bis 200 km/h, der Ihnen ermüdende Routinearbeit wie ständiges Abbremsen und erneutes Anfahren im Kolonnenverkehr abnimmt.

Mercedes-Benz